

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **6 (1928-1929)**

Heft 3

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER
STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

VI. JAHRGANG, Heft 3 - Juli 1928

Preis der Einzelnummer Fr. —.80. Jahresabonnement Fr. 7.50

REDAKTION: Hans W. Schlatter, iur., } Zimmer 2,
Emanuel Bangerter, phil. I. } Universität Zürich.
VERLAG: Dr. H. Girsberger & Cie., Kirchgasse 17, Zürich.

DICHTER SEIN.

Es ist eine jener jüngsten, heiter sachlichen Straßen mit roten Genossenschaftshäusern, an der ich wohne. Tagsüber lärmt das Industriequartier herauf; gehetzte Lokomotiven kreischen ihre bald gehässige, bald anfeuernde Kraft ins Rumpeln der Eisenräder; die Straßenbahn pfeift in der Endschleife; Kinder lärmen am Sandhaufen; der sorglose Lautsprecher näselte in den Hof hinaus. — Das gehört zum akustischen Bild meines Tages.

Am Abend zerfällt das Tonbild in seine Teile. Sie lösen sich aus dem Gewirr, bröckeln ab, eins ums andere der Geräusche springt nochmals auf in die Luft und versinkt darin. Es dunkelt; der ansteigende Abendwind wirft nun das Poltern von Viadukt und Limmatbrücken heftiger herauf. Er trägt ein Summen und Surren mit, das sich anhört wie Ohrensausen. Jetzt weiß man plötzlich, daß dieses Vibrieren der Luft tagsüber stets dagewesen war, nur hatte man es nicht bemerkt, weil der lautere Lärm der Nähe es zugedeckt hatte. Je stiller die Nacht wird, um so zäher frißt sich das Schwirren durch die Luft.

Es kommt von der Transformatorstation am Unterwasserkanal, wo der hochgespannte Strom für die Speisung des städtischen Lichtnetzes umgeformt wird. Sitze ich beim Licht und meine, die Atemzüge der Hausbewohner durch Böden und Wände zu hören, schwingt das reibende Summen hartnäckig und wie Nachtfaltergeflatter um mein Ohr.

Anfänglich, als ich nach zehnjährigem Landaufenthalt in die Stadt zurückgekehrt war, verwirrte mich diese einförmige, lullende Brandung bei meiner nächtlichen Arbeit. Nicht daß sie mich aus mühsam erlisteter Konzentration geholt hätte; sie duldet überhaupt kein Versinken in tätige Einsamkeit. Ich mußte lauschend mich der herrischen Monotonie

hingeben; sie zwang mich, ihre Sprache zu lernen, und sie ließ nicht ab, bis ich ihr aufdringlich hingeleiertes Lied verstanden hatte.

Freunde, die mich hier besuchten, bejammerten meine Wehrlosigkeit, und ich bemitleidete mich nun selbst. Aber nur so lange, bis ich den Sinn der Störung begriffen hatte, und dann war es keine Bedrängung mehr, sondern Förderung.

Die Lampe, die neben mir brennt, hat mich belehrt. Wie sie, erkannte ich, ist jeder Brennende einem Lichtnetz angeschlossen, dem von einer Zentrale aus die Zehrung zugeleitet wird. Einst, als jede Oelampe eine bescheidene Kraftzentrale für sich darstellte, war es wohl verständlich und verzeihlicher, wenn ein Brenner seine Abhängigkeit von der fernen Spendequelle zu mißachten beliebte und sein isoliertes Dasein als Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit begriff.

Aber jetzt, heute: Spürt nicht jeder noch so Freie, Ungebundene den Leitungsdraht, der ihn mit dem Kraftnetz verbindet? Ist nicht die Abhängigkeit aller von allen sichtbarer, fühlbarer geworden? Und als Positives zum Negativen hinzu: Auch die Verbundenheit aller mit allen?

Solches erkennend, machte ich mich dran, Lage und Beschaffenheit meiner geistigen Lichtzentrale zu suchen, fand sie in keiner Führerperson, nicht im Präzisionsinstrument dieser oder jener „Weltanschauung“, entdeckte kein erprobtes und erfand kein beruhigendes, bequem elastisches Kategoriensystem: fand einzig und vorläufig meine lebenspendende Zentrale im Lärm des Werkvolkes vor meinen Fenstern.

Ich wußte, daß weder Willkür noch Zufall mich verleitet hatten, hier in diesem sprudeligen Stadtquartier Wohnung zu nehmen. Zum Begriff „Leben“ häuften sich in der Stadtlandschaft die belegenden Grundlagen. Vielleicht und wahrscheinlich beschränken sich die hier zu beobachtenden Lebensäußerungen des tätigen Volkskörpers aufs Absondern unfreundlicher Exkreme, und es ließen sich gewiß droben am Berg oder drüben am See reinere, freiere Aeußerungen und edlere, schönere Gesten beachten als hier, wo Schweiß tropft, Därme glucksen und poltern. — Aber ich empfinde einmal so und überlege: Der Chirurg wartet ungeduldig auf die frohe Musik der Darmwinde seines genesenden Patienten; der Bakteriologe kennt nicht Ekel vor Sputum und Stuhl. Und: mehr und tieferes und genaueres als aus Miene und Gehaben erkennt der Eingeweihte aus Exkreten.

Nun wohnen Wert und Würde des Dichtertums keineswegs zu-

sammen mit dem ehrgeizigen oder gutgläubigen Helferdünkel, der uns schreibenden Schweizern oft übel vermerkt wird. Wir pflegen ja leider, oder bekämpfen es zu wenig rüstig, ein angeborenes Gebrechen: wir wollen als Arzt, Retter und Erzieher des Volkes gelten. Mit dem Hätscheln unserer pädagogischen Schwächen und treumeinenden Arztallüren verpatzen wir nur zu oft unsere unmittelbare Wirkung. (Das gilt dir, Vogel!)

Dichter sein, heißt nicht Heiltäter und Eingreifer sein. Dichter sein, mein Bester, heißt Erkennen und Deuter sein, und das ist genug; laßt die andern handeln. (Handeln, zu deutsch, das bedeutet: Ware umsetzen!)

Also: da sitzt einer, oder glaubt zu sitzen, an jener Stelle des Volkskörpers, wo die Abbauprodukte sich anhäufen. Und er sitzt ohne Ekelempfinden da; ja, er verweilt hier in zufriedener Versunkenheit, die an manische Narretei oder Ueberhebung grenzt. Und er wähnt, aus den Exkrementen die Diagnose zu lesen. — Lächelt nur!

Hält euch die Nasen nicht zu, meine Lieben. Es ist nicht so sehr unfein, hier zu leben, wie's das ungeschickte Bild vom umsetzenden „Volkskörper“ wahrhaben will. Im Gegenteil, es glüht hier in der engen Gemeinschaft ein reiches, bald freudig-übermütiges, bald säuerlich-tragisches Leben. Die Armeleute-Romantik ist gründlich in Veruf geraten; und es scheint, man fliehe sentimentale Biederkeit ebenso ängstlich wie heroischen Wagemut. Folge: Nivellierung, Sättigung, Verspießern, Problemlosigkeit? — Gemach, nur kein verfrühtes Beklagen der sterbenden Interessen! Gehen Probleme ungepflegt und ungelöst deshalb zugrunde, weil der Mensch auf würdigere Art sich im Diesseits zu etablieren versteht, so ist's nicht schade um ungetätigte Energien und Kampfesreserven. Und gedeihen die malerischen Prunkblüten der Kultur nur auf blut- und tränengedüngtem Kampffelde, so laßt uns heiter ohne diese Blumenzier leben. Gönnst uns ein wenig Erdenlust. Sind wir der Kunst und Kultur wegen da, oder diese unsertwegen? Droht nicht schon wieder, kaum daß wir aufschnaufen, mit der heranschleichenden, lähmenden Saturation!

— Ich soll die Aufgabe des Dichters überdenken. Das fällt mir schwer; denn es stellen sich so viele Detailfragen, und ich weiß für keine Einzelheit genau und unerschütterlich den ihr zugehörigen disziplinarischen Rang anzugeben. Ich lasse mich zu leicht von scharfem Denken und sauberm Formulieren zum Revidieren meiner „Anschau-

ungen“ bewegen; nur Eines weiß ich bestimmter und vielleicht auch besser als der gewandteste Erklärer, und ich werde nie an diesem Wissen zweifeln: daß mit dem Herz die beste Psychologie gemacht wird. Dichter sein heißt Herz haben, heißt Herz sein.

Mögen Zeiten gewesen sein, wo höchstes Gebot den Dichter auf einsame Blumenwege gewiesen hat; gut, sie seien gewesen. Heute ruft ihn die Zeit, die Gegenwart. Was will sie vom Dichter? Verlangt, hört sie ihn überhaupt? Sagt man doch, es werde nicht mehr gelesen; Sport und Radio, Kino, Jazz hätten das schöne Buch begraben und den Leser eingefangen. — Erstens: das stimmt nicht! Es wird heute in Deutschland, in Amerika mehr und besseres gelesen als vor dem Krieg. Zweitens: wenn es dennoch stimmte, daß Lesemüdigkeit sich zeigt, was bewiese dies gegen die Dichtung? Ja, die Dichter hätten aufzuhorchen und Kontakt zu schaffen mit der Zeit.

Sinnkündigung des Lebens bedarf und begehrt der heutige Mensch so heftig oder heftiger als jeder frühere. Dies gerade deshalb, weil er so rücksichtslos der verzahnten Gewalt einer überstarken Technik ausgeliefert ist, die fraglos ihr Gutes muß müssen, es aber noch nicht leisten kann.

Der Geplagte sucht den Sinn seiner Plage zu verstehen, und findet er keinen oder Widersinn, so fragt er andernorts an. Freilich, nicht zuerst beim Dichter, aber dann auch dort. Trifft er heute im Buch, zum Beispiel im Roman, Sinndeutung seiner Gegenwartsnöte? Zweifellos, man braucht keine Namen und Buchtitel aufzuzählen. Aber bequemer und sinnfälliger sind die Antworten, die er im Film erhält; leider sind sie noch öfter dumm, verlogen, frech als ehrlich und eindeutig.

Lächelt jemand? Er lächelt zu unrecht; er erinnert sich vielleicht des Ausläufers, der neben dem Eiscrème lutschenden Dienstmädchen im dunkeln Saal kauert. Sie starren durchs Leinwandfenster des Bildausschnittes in eine verlogene Welt, wo kandierte Lastern gefröhnt wird und alles Geschehen frustratorisch vom Himmelblau ins Rosarot trippelt. Der Träne, die in der Großaufnahme über den Schminkesand rollt, entspricht die reale Träne, die in die Eiscrème tropft und mit ihrem Salz nichts anderes bewirkt, als daß dem Doppelgenuß das Aroma des echten Erlebens beigemischt wird. — Deswegen lächelt jemand, nicht?

Hören Sie, Herr Lächler: wir verharren nicht resigniert beim Unzulänglichen des Gegenwärtigen, sondern holen daraus den Sinn fürs

Werdende. Wir wissen: So oft und dreist man Formkünstler (Schriftsteller) dem Dichter gleichgestellt oder beide miteinander verwechselt hat, so entschieden ist auf die grundsätzliche Verschiedenheit ihres Wirkungswillens hinzuweisen: Schreiben, Formfeilen war nie die wesentliche Berufsfunktion des Dichters. Ja, wagen wir ungescheut die Behauptung: weder Sprache noch deren technische Beherrschung sind unentbehrliche, unersetzliche Werkstoffe und Mittel des Dichters.

Zugegeben, das gesprochene oder geschriebene Wort, die gelauschte oder gelesene Sprache, sie erscheinen uns immer noch als die edelsten und fähigsten Träger und Vermittler des dichtenden Geistes. Aber schon spürt man das Nahen einer Zeit, in der zum Beispiel im Spielfilm ein Instrument erschaffen sein wird, das die reinste und gewaltigste dichterische Deutung und Verdichtung eines Lebensproblems zu gestalten imstande ist. (Man denke an gewisse Chaplin-Filme: Goldrausch, Zirkus.)

Man zählt den Schweizer zu den ausgesprochen visuellen Typen. Wirkt die schöpferische Potenz aus dem und durch den Gesichtssinn — was von vorneherein zu leugnen nicht nötig ist —, warum verfassen die Schweizerdichter nicht heute schon Drehbücher? Ich weiß daraus keine andere Antworten als diese beiden: Einmal, unsere dramatischen Bühnenversuche sind selten gelungen. Woher dieses Mißlingen? Jede Erklärung, die man bisher zu hören bekam, wurde flinkerhand widerlegt. Die Tatsache bleibt also ungeklärt, und man beobachtet folgendes: es gilt bei den meisten Schweizern als ausgemacht, daß Dramatik uns nicht „liegt“, und versucht es einer dennoch, so geht er mit solch gründlicher Befangenheit ans Werk, die ein Mißraten geradezu gewährleistet.

Aber es baut sich ja das Filmgeschehen zweifellos vorwiegend aus epischen Formelementen auf; der Filmdichter muß also Epiker sein und darf das Amt des dramatischen Knotenschürers vielleicht dem Filmregisseur überlassen. Im Hervorbringen epischer Talente hat unsere Zone immer das ihre geleistet. Also, weshalb, Schweizerdichter, baust du nicht mit Licht?

Warum nicht? — Folgt die zweite Antwort: Es gibt wohl schweizerische Buchfabriken, die sich Verlag nennen, aber keine, oder so gut wie keine, Filmproduzenten.

Es ist nicht falsch angebrachte Vornehmheit, wahrscheinlich auch nicht Scheu vor dem neuen Material, welche den Schweizer dieses, seiner innersten Anlage konformen Ausdrucksmittels (des Filmes) miß-

achten lassen, sondern Unaufmerksamkeit und mangelnder Merksinn der Unternehmer, die das Werk fordern und fördern sollten. (Kapitalien und Organisatoren sind nötig, liegen wohl ungenutzt schon da. Es ließe sich ein Typ des Kammerspielfilms schaffen, der selbst bei stark beschränktem Aufwand Entscheidendes gestalten könnte.)

Wer äußert sich hierzu? —

Wir sind vom Thema abgeirrt. Es gehört doch wohl zu den Berufsaufgaben des in dichterischer Schau die Welt erkennenden Schriftstellers, daß er seine Werkstoffe prüfe und sie auf ihre Eignung erprobe. Denn auch ihn peinigt die Existenzsorge; der Himmel ernährt ihn nicht, und den Pfuschern auf Erden hat er in Versonnenheit die ertragreichsten Gärten überlassen.

Die Aufgabe des Dichters? Wer glaubt noch, daß sie im Schaffen „unvergänglicher Werke“ liege?! (Gnade wird das Beste, soll's weiterwirken, segnen; er selbst kann nichts beitragen, als duldsames und williges Werkzeug sein.) Die Unentbehrlichkeit des dichtenden Menschen wird nicht mit den mehr oder weniger nützlichen Ergebnissen seiner Bemühungen um den Stoff belegt werden können; man sieht die Notwendigkeit der Dichterexistenz einzig darin: daß er überhaupt da ist! daß unter Menschen ein Mensch lebt, dessen Gemüt nichts besseres sein kann als ein weiter Unterkunftsraum für Nöte und Freuden seiner Mitwelt. In seiner Güte dürfen wohnen die Müden und die Starken, die Guten und Unguten, Schwachen und Herrischen. Der Dichter: das Museum der Leiden und Leidenschaften.

Dichter sein: das heißt Mitleider sein, Mitfreuer sein.

Die Welt vor seinen Fenstern erzählt am Morgen und am Mittag, er hört zu. Kommt der Abend, wo die Umformer surren, so will's sein Schicksal, daß er versuche, aus sinnlosen Nöten und Lüsten des Tages ein sinngestärktes Morgen zu bauen.

Traugott Vogel.

VSS., ASH. UND FERIENKOLONIEN.

Bis zu meinem achten Semester habe ich nichts vom VSS. (Verband der Schweizerischen Studentenschaften) gewußt, und es ist mir gegangen, wie den meisten von uns, daß wir ihm angehören, ohne darum zu wissen. Wir sind in unserer ersten Hochschulzeit fast alle unentwegte Individualisten und allzu sehr Fanatiker der Ungebundenheit und Frei-

heit, um Bindungen und Pflichten zu ertragen, wie sie ein Amt und eine Tätigkeit für die Allgemeinheit und studentische Gemeinschaft erfordern.

Als mir mein Vorgänger das Präsidium des ASH. (Amt für Studentenhilfe) übergab, meinte er: „Du kannst daraus ein Himmelreich machen, wenn du Lust und Zeit hast.“ Die Lust hat nicht gemangelt, aber oft die Zeit, und bisweilen hat das „Himmelreich“ mir ein ver-teufelt schlechtes Gewissen gemacht beim Gedanken an all die ge-schwänzten Vorlesungen, und wenn ich mich besann, daß ich nicht VSS. studiere, sondern Medizin. Doch die Ferienkolonien sind schon ein schlechtes Gewissen wert.

Ferienkolonien! Wer je dabei war in Misox oder Bosco, spürt bei diesem Klang ein Gefühl von Bergen und Sonne, von wohligem Zer-schlagensein nach harter Körperarbeit, von Sorgenlosigkeit und froher studentischer Kameradschaft.

In unserer Universität hängt seit ein paar Tagen ein leuchtendes Plakat von Augusto Giacometti und wirbt für unsere Kolonien. Das weiße Kirchlein ist San Pietro bei Stampa, Giacomettis Heimat. Stark und unvermischt wie im Bergell sind die Farben des Plakates: Das Blau der fernen Bergkette, das schwer zu Tal drängende Violett, die roten Bäume und Hecken über der gelben Weide.

Aus lauter Dreiecken ist das Bild gebaut, die gegen und zueinander stehen und die Grundform der Linienführung bilden. Unten im Tal ist die Verheerung durchgegangen, hat alle Farben ausgelöscht und eine weiße Wüste zurückgelassen. Das Haus des Menschen ist vom Wasser halb zerstört worden, unberührt und unerschüttert aber steht über allem die Kirche von St. Peter.

Bis jetzt hatte es nur geheißt: Kolonie im Bergell. Nun wissen wir bestimmt: in Vicosoprano und Casaccia werden wir arbeiten. Vor kurzem sind wir hingefahren, um mit den Gemeinden zu verhandeln. Das Arbeitsfeld ist groß: Durch Wiesen und Gärten ziehen tiefe Gräben, manche Matte ist vom Schutt bedeckt und mitten durch die Gassen von Vicosoprano fließt immer noch ein Bächlein, das vorher niemals Dorfbach war. „Einen Kilometer Rollwagengeleise werdet ihr brau-chen,“ rechnete uns der Ingenieur vor, „und an hundert Pickel, Schau-feln und Stemmeisen“. Feldküchen, Decken und Strohsäcke wird uns der Bund liefern. In Vicosoprano werden wir im Schulhaus einquartiert, in Casaccia in einem alten, schönen Palazzo mit gewölbten Decken und geschnitzten Türen. Die Bewohner dieses abgelegenen Zipfels der

Schweiz freuen sich auf die Studenten, der Gemeindepräsident mit dem Segantini-Kopf, der kleine runde Posthalter und alle andern, mit denen wir gesprochen haben, und deren Name und Beruf wir noch nicht kennen. Wir werden sie alle erfahren und lieb gewinnen wie das Tal in den reichen und farbigen Sommerwochen unserer Studentenkolonie im Bergell.

Ernst Marti, cand. med.

STUDENT UND WEHRDIENST.

In dem Zeitpunkt, in welchem man auf die Universität zieht, entfällt der jahrelange Zwang der Mittelschule, die starken Bindungen an das Elternhaus lockern sich und den erstsemestrigen Studenten überkommt der Glücksrausch einer weiten und schrankenlosen Freiheit. Sehr oft kommt dazu noch das völlige Herausreißen aus dem bisherigen Milieu und der dauernde Aufenthalt in einer Universitätsstadt, wo dem Geschenk der Freiheit ein viel größerer Anwendungsbereich winkt. Diese Zeit der Loslösung vom alten Vorstellungskreis der Schule und des Elternhauses und das Herumtasten im Meinungsstrom der erwachsenen Welt hat etwas Beglückendes für den jungen Menschen, der gleichzeitig das Erlebnis seiner körperlichen Reife empfindet. Er fühlt sich so recht als Herr und Gestalter seiner Ideen, wirft sorgsam Gehütetes über Bord und greift kühn nach Höchstem und Fernstem. Wo man gestern in Scheu und Achtung die Augen gesenkt hatte, zerzt man heute frech die Schleier weg und sucht die fernsten Dinge zu enträtseln. Der zu kleine Schülerhimmel wird durchschlagen und der Sturmhauf nach den Werten der Welt beginnt. Von allen Seiten sieht man sich heiß umworben, da jede Bewegung der Erwachsenen die Jugend zu Fackelträgern ihrer Ideen machen möchte. Dieses Umworben-Werden gibt dem jungen Menschen ein gehöriges Selbstgefühl und ein Persönlichkeitsbewußtsein, das ihm völlig neu ist.

In diese Zeit der ersten Freiheitsberauschung und des Erwachens der Persönlichkeit fällt die Rekrutenschule. Der Staat macht seine Rechte geltend und reißt den Studenten aus dem zumeist noch sorglosen Leben der unteren Semester heraus, um ihn unvermittelt in eine Schule strengster Zucht und straffster Ordnung zu stecken. Dieser Sprung vom zivilen ins militärische Leben trifft den Studenten vielfach unvorbereiteter als den im Erwerbsleben stehenden Dienstkameraden. Dieser aber, der in der Regel vom Akademiker ein ganz falsches Bild

mitbringt, hat ein besonders wachsames Auge darauf, welche Figur der Student als Rekrut macht.

Beide werden in den ersten Dienstwochen unter dem Eindruck des willensdiktierten, meinungsertötenden Soldatenlebens vor die Frage der Notwendigkeit der zeitlichen Freiheitsberaubung und absoluten Willensunterordnung gestellt. Beide leben zehn Wochen lang in einer Gemeinschaft, wie man sie sich enger gar nicht denken kann; die Gemeinsamkeit der Strapazen, einzelner Höchstleistungen, schöner landschaftlicher Erlebnisse, schmiedet ein Band in Gruppe und Zug, das oft Jahre überdauert. Der Student, der so wochenlang mit Arbeitern, Bauern, Handwerkern zusammenlebt, ihre Mentalität aus nächster Nähe kennen lernen kann, hat hier die einzigartige Gelegenheit, durch sein Beispiel auf seine Umgebung zu wirken, seine Führeigenschaften geltend zu machen. Das tut er aber nicht nur dadurch, daß er nachts das ganze Zimmer unterhält, im Verkehr mit den Kameraden stets den richtigen Ton trifft, sondern vor allem durch ein Vorbild an restloser Pflichterfüllung und Befehlshingabe während des ganzen Dienstes. Für ihn ist es ein Leichtes, die Notwendigkeit scharfer Mannszucht zu erkennen und rasch sieht er auch die Wirkungen der militärischen Erziehung ein, die sich hauptsächlich den Gebieten des Anstandes und der männlichen Charakterbildung zuwendet. Ihm kann auch die befreiende und lockernde Wirkung der soldatischen Schulung auf die geistige Starrheit und Auffassungsgebundenheit auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Die turnerischen Uebungen der Frühstunde, das viele Exerzieren, das Schießen, der innere Dienst, verlangen vom Rekruten ein vollgerütteltes Maß an Aufmerksamkeit und körperlicher Hingabe. Sie alle sind aber vorzüglich geeignet zur geistigen und körperlichen Geschmeidigmachung, zur Verkürzung der Reaktionsfähigkeiten. Vielfach noch schlummernde Kräfte werden hier erst geweckt und die Möglichkeit, mitunter bis hart an die Grenze der Leistungsfähigkeit herangeführt zu werden, sich einmal voll und ganz ausgeben zu müssen, verschafft manchem neuen Lebensantrieb. Gerade der Student, der in der Regel sportlichen Uebungen ein so beschämend geringes Interesse entgegenbringt, lernt in der Rekrutenschule oft erst den Leistungsgrad seines Körpers kennen.

Der Student, der im Vollgefühl der eben abgeschüttelten Bindungen in die Rekrutenschule kommt, hier kurz geschoren und in eine Uniform gesteckt wird, muß eine gewaltige Umstellung vornehmen. Jetzt wird alles ausgelöscht, was ihn vorher auszeichnete, abhob; er muß ganz von

vorn beginnen; kann nur durch seine Leistungen auffallen, da ihn jeder Vorgesetzte voraussetzungslos, ohne Ansehen seiner Person, behandelt. Und daran scheitern so viele Studenten, die nicht ganz den zivilen Habitus ablegen können, die sich dem Korporal an Bildung überlegen wissen und daher seine soldatischen Kenntnisse anzweifeln. Und dann, wenn sie sich den Weg verrammelt haben, ihre Föhreigenschaften in der Armee versagt haben, springen sie nur zu oft zur Opposition ab, unterwöhlen das gute Fundament unseres Milizsystems und gefallen sich in der Rolle des überzeugungsgepanzerten Aufwieglers. Dabei wissen sie so gut wie wir, daß unser Volksheer mit der mehrheitlich nichtberufsmäßigen Führung nie einen Angriff auf ein fremdes Land vorbereiten kann und will, daß die innere Unabhängigkeit sogar in der Demokratie eines wachsamem Schutzes nicht entraten kann, solange klassenkämpferische Parteien gewaltsamen Umsturz in ihrem Programm mitführen, und daß in der Sichtbarmachung des Wehrwillens der Lebenswille eines Volkes zum Ausdruck kommt. Gerade deshalb aber kann der Student sich nie mit gutem Gewissen den Pflichten entziehen, die unser Wehrsystem an ihn stellt.

Fritz Wanner, iur.

AKADEMIKER UND SOZIALISMUS.

Eine Entgegnung.

Zum voraus: Ich gehöre keiner Partei an und werde nie nach dem Wohlwollen irgend einer Partei trachten. Ich habe auch kein Kapital zu verteidigen (Auch du, Brutus! Der Setzer.). Ich schreibe somit diesen Aufsatz ohne nach irgend welchen Vor- oder Nachteilen zu schielen.

Wenn wir uns in die Idee des reinen Sozialismus vertiefen und uns ferner im Geiste eine sozialistische Gesellschaftsordnung vorstellen, die im Stand wäre, allen ihren Gliedern Befriedigung und Glück zu spenden, so müssen wir erkennen und gestehen, daß es nur einen Weg gibt, der zu diesem Ziele führen kann. Dieser Weg heißt: Unablässige Stärkung und Höherentwicklung der Persönlichkeit jedes Einzelnen bis zum hochgespannten Persönlichkeitsadel aller Glieder der menschlichen — oder sagen wir vorläufig der abendländischen Gesellschaft. Denn eine Wirtschaftsordnung rein sozialistischer Struktur ist so subtil und so sehr auf den guten Willen aller angewiesen, daß sie einzig und allein in einer Gesellschaft von durchgängig hoher geistiger und seelischer Wertigkeit

überhaupt lebensfähig sein kann. In jeder andern, das heißt mangelhaften Ordnung, wird der Sozialismus vom Leben mit unerbittlicher Naturnotwendigkeit zertrümmert werden und kann durch keine auch noch so verzweifelte Gewaltanwendung künstlich gestützt werden.

Gewiß kann die Vorstellung einer sozialistisch geordneten großen und edlen Menschheit uns Akademiker begeistern; um die Grundlagen einer solchen Gesellschaft aber aufbauen zu können, braucht es ungleich viel mehr als nur Worte und Wahlsiege; um die Menschen für diesen Zustand reif zu machen, braucht es vor allem eine unermessliche Liebeskraft aller dafür Wirkenden. Hier tut die eine unteilbare Liebeskraft not, wo die Glut der Geschlechterliebe auch die Nächstenliebe durchfeuert und der Adel der Nächstenliebe auch die Geschlechterliebe durchsonnt. Nur diese Liebe trägt höchste Schöpferkraft in sich, und nur diese Liebe kann die Menschen zu einem so hohen Persönlichkeitsadel emporglücken, daß eine ideale sozialistische Gesellschaftsordnung möglich wird.

Wenn wir uns aber die sozialistischen Propheten und Führer betrachten, dann können wir nicht umhin, sie als Verräter an der Idee des reinen Sozialismus zu brandmarken. Denn sie lehren und tun mit satanischer Berechnung alles, was eine lebensfähige sozialistische Gesellschaftsordnung verunmöglicht.

Was die sogenannten wissenschaftlichen Theorien ihrer Propheten anbelangt, so entspringt ihr Trugschlußgebäude entweder einer geistigen Verbohrtheit, deren auffallendstes Merkmal in einer absoluten Instinktilosigkeit gegenüber dem Leben und seinen Erscheinungsformen besteht; oder aber sie haben in vollbewußter Bosheit eine Irrlehre verkündet, um der Menschheit Schaden zuzufügen, und wären dann gewissermaßen als intellektuelle Verbrecher zu bezeichnen — die raffinierte Verkehrtheit ihrer Fehlschlüsse legt das letztere nahe.

Was die Führer anbetrifft, so darf man, abgesehen von einigen Idealisten, wohl bei den meisten Macht- und Genußgier als innersten Beweggrund ihres angeblichen Sozialismus annehmen. Denn was sie anstreben und verfechten, das ist im höchsten Grade antisozialistisch: Der Sozialismus ist nur in einer zu höchster gegenseitiger Liebe und Achtung befähigten Gesellschaft möglich — die Sozialistenführer aber hetzen zu Haß und Klassenkampf. Der Sozialismus wird erst durch die hohe geistige und seelische Reife aller seiner Träger lebensfähig — die Sozialistenführer aber geben die Massen einer Neidpsychose und unsäglicher seelischer Verwahrlosung preis. Der Sozialismus kann nur

in der freien schöpferischen Entfaltungsmöglichkeit der Menschen kulturellen Aufbau leisten — die Sozialistenführer aber terrorisieren und verneinen die freie Persönlichkeit und huldigen einem schauerlichen Kollektivismus. Endlich bedürfte der Sozialismus als Inhalt eine hohe gotterfüllte Religion — die Sozialistenführer (wenigstens teilweise) aber überbieten sich gegenseitig in der Verhöhnung jeglicher Art von Religiosität, und sie füttern die Menge mit abgestandenen und trivialen Gemeinplätzen. Der Sozialismus möchte die Härten des Kapitalismus beheben — die Sozialistenführer aber haben zum Geld- und Grundbesitz noch den scheußlichen Menschenkapitalismus hinzugefügt, indem sie das Proletariat, die Arbeitermassen, zu ihrem Kapital enteehrt und erniedrigt haben, das ihnen nur noch Mittel zum persönlichen Aufstieg ist.

Zusammengefaßt: Wenn wir die fortschrittlichen Idee des reinen Sozialismus auf die eine Seite stellen, so müssen wir die heutigen Führer der Sozialisten, von den Kommunistenführern gar nicht zu reden, als regelrechte Reaktionäre auf die andere Seite stellen. Ihre ewige Klassenkampfhetze mutet sowohl der liberalen als auch einer ideal sozialen Gesellschaftsordnung gegenüber geradezu mittelalterlich an. Was sind heute diese Parteibonzen schließlich anderes als eine mittelalterliche Pfaffengilde: Die Ablaßkrämer logen gegen Bezahlung die ewige Seligkeit vor, die Sozialistenführer lügen ihren Gläubigen die zeitliche Seligkeit vor; jene mittelalterlichen Pfaffen wirkten mit Inquisition und Scheiterhaufen, die roten Pfaffen machen es mit Gewerkschaftsterror (in Rußland mit Tscheka und Massenmetzeleien); jene mittelalterlichen Pfaffen trieben mit dem Gottesbegriff und allem Hohen Schindluder, die roten Pfaffen predigen die Gottlosigkeit und heben die Verworfenheit auf den Schild. Beide aber hatten und haben ihr Interesse an der Ausrottung der individuellen Persönlichkeit, um aus allen eine gleichförmige, jeden Schöpferturns bare Masse zu kneten.

Und nun, meine Kommilitonen, gesetzt den Fall, daß wir den Sozialismus für erreichbar halten, und am Aufbau dieser neuen Gesellschaftsform mithelfen wollen: können wir dieses Ziel nur dann erreichen, daß wir mit den Verrätern an der Idee des Sozialismus gemeinsame Sache machen? Kann man uns zumuten, wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten unsere freie Akademikerpersönlichkeit unter unzulängliche Parteibonzen und einen terroristischen Gewerkschaftssekretärklüngel zu beugen? Kann man uns zumuten, die wertvolle und kulturnotwendige Freiheit unserer Alma Mater, die wir nach jahrhundertelangen Kämpfen

der größten Geister des Abendlandes heute tatsächlich besitzen, wieder wegzuwerfen und an eine Pfaffheit schlimmster Sorte zu verraten und dadurch ruhm- und ehrlos in mittelalterliche Zustände zurückzusinken? Denn das ist sicher, wenn die Diktatur dieser Pseudosozialisten Tatsache würde, dann würde die Universität in erster Linie zu einem Parteiwerkzeug und erst in letzter Linie zu einer Stätte der Wissenschaft; und die Professoren und Studenten könnten dann ihre Ueberzeugung und wissenschaftlichen Erkenntnisse, soweit sie dem Interesse der Partei zuwiderlaufen, zu Hause hinter dem Ofen ausspinnen, aber nicht mehr in den Hörsälen. Denn Diktatoren, die hohl und unecht sind, können keine Wahrheit ertragen.

Wenn wir Akademiker in Sozialismus machen wollen, dann gibt es für uns nur Einen Weg: Den gegenwärtigen unwürdigen Parteibonzen die Macht aus den Händen zu reißen und die Massen im eingangs erwähnten Sinne zu erziehen, das ist, sie geistig zu entproletarisieren und wieder empor zu heben; zweitens, das heißt wenn das erste erreicht ist, durch hochgespannte Zusammenarbeit aller Klassen und Volksschichten auf dem Wege der Entwicklung den schlackenlosen Sozialismus anzustreben, aber wohlverstanden, dies alles nicht in einer terroristischen, sondern in einer liberalen und freiheitlichen Geistesverfassung. Niemals aber können wir freien Akademiker uns politischen Falschspielern unterordnen. Wenn wir für uns Führer anerkennen, so nur solche, die an geistigem Schöpfertum über uns stehen. Theodor E. Blatter.

ZUR RUNDFRAGE.

Schon öfters ist im Lauf der vergangenen Monate innerhalb der Organisation der Studentenschaft und speziell im Großen Studentenrat unter dem Traktandum Vortragskommission auch die Frage diskutiert worden, die heute der „Zürcher Student“ an uns richtet. Man bestritt die Zweckmäßigkeit der aufgestellten Programme, klagte über Defizite und geistige Verflachung der Studentenschaft, ja man drohte sogar mit Verweigerung der nötigen Kredite und Einstellung der Vorträge, wenn der schlechte Besuch seitens der Studenten sich nicht bessern würde. Drei Punkte aus diesem Fragenkomplex erscheinen mir besonders beachtenswert.

1. Studierende und nicht studierende Vortragsbesucher.

Eines ist übersehen worden: Ist es nicht das natürlichste, daß gerade der Student, der am Morgen und Nachmittag die Vorträge seiner Professoren hört, nach dieser ausschließlich rezeptiven Tätigkeit kein Bedürfnis hat, am Abend nochmals einen Vortrag über sich ergehen zu lassen? Und ist es umgekehrt nicht ebenso begreiflich, daß der Mensch, der sich im Geschäftsleben oder im Haushalt alltäglich ausgibt, sich darnach sehnt, nicht immer der Gebende sein zu müssen, sondern wieder einmal nur nehmen, fremde Ideen hören und diesen folgen zu dürfen? Es ist nicht geistige Verflachung, sondern der Wille zur Tätigkeit, die Reaktion gegen das fortwährende In-sich-aufnehmen-müssen, die den Studenten von den Veranstaltungen der Vortragskommission fernhält.

2. Das Programm, speziell die Frage der politischen Themata.

Daß aber die oben geschilderten innern Widerstände leicht überwunden werden und die Studentenschaft sich auch zahlreich zu Vorträgen einfindet, sobald eine Persönlichkeit oder ein Thema zur Sprache kommt, das allgemein zu interessieren vermag, das zeigte uns kürzlich nach einer Reihe schlecht besuchter Veranstaltungen der Vortrag von Martin Buber. Damit ein Thema aber allgemeines Interesse findet, genügt nicht, daß wissenschaftliche, künstlerische und literarische Probleme von einer Autorität entwickelt werden; Fragen, mit denen sich der einzelne nur dann auseinandersetzt, wenn er gerade dazu Lust hat. Nein, allgemeines Interesse können nur solche Themata beanspruchen, mit denen sich jeder Mensch wohl oder übel auseinandersetzen muß und denen er nicht ausweichen kann; Themata, die einen jeden von uns, wenn auch in verschiedenem Maße und unter den verschiedensten Gesichtspunkten, bereits beschäftigt haben. Solche bietet aber gerade die vielgeschmähte Politik.

Ich bin nicht der erste, der die Veranstaltung politischer Vorträge fordert. Doch hat sich die Vortragskommission bis heute hinter der Neutralität und dem geistigen Niveau ihrer Veranstaltungen, das sie nicht „opfern“ wollte, verschantzt. Wer hat aber die Kommission gelehrt, daß Vorträge über politische Fragen ein minderes Niveau haben müßten? Politik formt und zerstört; sie greift unbarmherzig in unsere Schicksale, ohne daß wir es zu verhindern vermöchten. Ungezählte ungelöste soziale und wirtschaftliche Probleme, sowie Parteieidenschaften trüben diese Materie. Aber ist nicht gerade deshalb eine ruhige

akademische Betrachtung dieser Probleme ein Bedürfnis? Will die Vortragskommission den Versuch nicht wagen, einmal von ihrem hohen Piedestal zu den menschlichsten Dingen herabzusteigen, oder wenigstens versuchen, die mißachtetste unter den Wissenschaften, die Politik, etwas zu sich herauf zu ziehen?

3. Finanz- und Prestige-Fragen.

Keineswegs darf aus der Vortragsfrage eine Finanzfrage gemacht werden. Bereits ist die Parole ausgegeben worden, es gehe nicht an, daß die Studentenschaft alljährlich einige hundert Franken für Vorträge ausbe, die doch in erster Linie Nicht-Studenten zu gute kämen. Gerade die Vorträge sind vielleicht das wirksamste Mittel, mit welchem sich die Studentenschaft die Achtung der Oeffentlichkeit, speziell auch der Presse und der Vortragenden selbst erwirbt, indem sie beweist, daß sie gewillt ist, an kulturellen Fragen mitzuarbeiten. Bedenkt man außerdem, daß die Studentenschaft alljährlich den Korporationen die Summe von Fr. 1500.— für Repräsentationen, das heißt vor allem für den Festzug am Dies academicus zur Verfügung stellt, so wäre es ein Armutszeugnis für uns, wenn die wenigen hundert Franken zur Deckung der eventuellen Defizite für geistige Repräsentationen nicht bewilligt würden. Die Vorträge, die heute ein Faktor im kulturellen Leben unserer Stadt geworden sind und zur besten Tradition der Studentenschaft gehören, müssen weitergeführt werden. Und noch eins: Die Allgemeinheit hat uns mit ihrem Gelde die Universität geschaffen und vielen von uns damit das Köstlichste ermöglicht: das Studium. Es ist deshalb nur eine kleine Abschlagszahlung an unsere Dankesschuld, wenn wir die Allgemeinheit zu unseren Veranstaltungen auch fernerhin willkommen heißen.

Robert Tobler.

POLYGAMIE ?

Zum Aufsatz Enna Irams sind uns dutzende von Zuschriften zugegangen. So gern wir es möchten und so interessant es auch wäre, der vorhandene Raum zwingt uns, eine Auswahl zu treffen und nur einige der zum Teil sehr beachtenswerten Widerlegungen zu veröffentlichen. Außer der juristischen Fakultät haben sich Kommilitonen aus allen Fakultäten zum Worte gemeldet. Allem Anschein nach hegen diese Herren Juristen für ihre Lösung, die Scheidung, eine besondere Vorliebe. Der Bach, an dem deine Mühle steht . . .

Die Red.

DER PHILOSOPH:

Polygamie ist ein noblerer Name für Hetärismus. Der Hetärismus aber ist als Lebensnorm bei uns verschwunden, seit dem Imperium Romanum mit seiner geistigen Betonung des Vaterrechts, das heißt des Rechts des Geistes vor der Materie.

Keiner sagte uns das deutlicher als J. J. Bachofen¹⁾ — keiner als er zeigte deutlicher den Kampf zwischen Orient und Okzident, der zugunsten des Abendlandes entschieden wurde: Aeneas konnte sich frei machen von Dido. Das *ius cereale*, das das aphroditische *ius naturale* überwunden hat, gründet sich auf die Betonung, die Machtstellung des Vaters; die Kinder werden nicht mehr ἡδονῆς ἐνεκα, der sinnlichen Lust wegen, erzeugt, sondern *liberorum quaerendorum causa* geschieht die eheliche Verbindung. Diese Ehe bedeutet aber, im Gegensatz zu der des *ius naturale* auch geistige Gemeinschaft, und wäre es zunächst nur, daß die Frau des Mannes Güter hütet und in ihrem und des Mannes Interesse für Gut und Familie sorgt. Im Orient dagegen ist die aphroditische Eheform heimisch geblieben bis heute, wie die Verfasserin ja selber betont, indem sie auf die Polygamie der Inder hinweist. Das Große an der indischen Kultur — die in ihrem innersten Wesen aber der unserigen doch fremd bleibt (Yogha, intensive Meditation, die passive Lebenshaltung) — will ich gewiß nicht bestreiten. Nur möchte ich fragen, ob Sie sich unsere Frauen, die ja in letzter Zeit so unheimlich „geistig“ geworden sein sollen, wie man in jedem Frauenblatt lesen kann, ob Sie sich unsere Frauen als indische „Gattinnen“ vorstellen können. Es sollte doch bekannt genug sein, wie in Indien (und im Orient überhaupt) die Frau zurückgesetzt wird, wie wenig geistige Bedeutung sie hat. (Nach indischem Gefühl gehören die Mädchen überhaupt nicht in die Schule). Die Frau, die dem Inder unter seiner Gattinnenschar am liebsten ist, soll ihm in den Tod folgen; die andern aber können weitergegeben werden, als bloße Objekte zur Lustbefriedigung. Also hat auch der Inder das Bedürfnis mit einer Frau mehr Gemeinschaft zu haben als mit den andern, die ihm ursprünglich gleich nahe standen. Die Andern waren ja gewiß ganz recht, aber von ihrer Seele, das heißt im Tod will er nichts mehr von ihnen, mit andern Worten sie waren ihm — Ware.

¹⁾ Vgl. besonders aus der Abhandlung „Die drei Mysterieneier“, § 16.

Man sieht, der Vergleich mit den Indern spricht wirklich nicht für Polygamie, wenigstens von der Frau aus gesehen nicht. —

Doch lassen wir Indien und den Orient, der so ganz anders ist als unsere Lebenseinstellung und kehren wir zu uns zurück. Es ist doch eine lustige Sache mit den Widersprüchen und ich glaube nicht, daß der Aufsatz auch nur von allen Studentinnen unterschrieben würde; heute wo man (natürlich besonders von Frauenseite) so viel vom „Jahrhundert der Frau“ spricht, wo man eine Helene Lange und Josephine Butler feiert — gerade zur selben Zeit können wir einen Aufsatz wie diese Polygamiesanktionierung lesen! Daß gerade von Studentinnenseite zugegeben wird, daß auch die femina docta nicht aus lauter Geistigkeit bestehe, ist erfreulich — aber muß die Frau denn gleich aus lauter Trieb bestehen? Die Art von „Ehegemeinschaft“, die der zweiten Frau zugestanden wird, ist sie denn mehr als bloße Befriedigung von Trieb und Leidenschaft? Der „männermordende Krieg“ mag ja eine traurige Situation geschaffen haben, aber darf aus einer schlimmen Situation ein prinzipieller, auch für spätere Zeiten gültiger Entscheid gefällt werden? Zeiten der Not verlangen Gesetze der Not, aber sie sollen als solche anerkannt und nicht als allgemeingültig aufgestellt werden.

Im Aufsatz wird vom Vertrauen der jungen, triebgequälten Frau gesprochen: „Zeige mir die Welt! . . . Du bist erfahren, nimm und halte mich!“ Also, nicht nur Hingabe will die Frau, sie will auch (und mit vollem Recht) bleibende Stätte beim Mann, dem sie sich hingibt. Aber eben — und das ist das Traurige an der Sache, und das, was sie unhaltbar, um der Frau willen unhaltbar macht — das kann ja der Mann, der schon mit einer andern Frau Gemeinschaft hat, nicht. Das gesteht die Verfasserin selbst, wenn sie sagt, auch nur „der geringste Einbruch in die Gemeinsamkeit ist eine Taktverletzung. Sie darf ihr Leben nicht auf die Schultern des Mannes bauen, den sie liebt, sondern muß es ganz und gar selbst in die Hand nehmen. Sie ist pflichten- und rechtlos.“ Sie muß wieder verschwinden. Aber wie und wohin? Kann es denn sein — ich frage die Frauen —, daß eine Frau (ich spreche nicht von einer Dirne) an solcher Gemeinschaft Befriedigung finden kann, daß sie, ohne mit dem geliebten Mann geistige Gemeinschaft haben zu dürfen — denn das wäre ja einer jener Grenzübergriffe, die von der Verfasserin selber nicht gebilligt werden —, daß sie an solcher „Ehe“ Befriedigung finden kann. Ich glaube es nicht; dazu hab ich eine zu

gute Meinung von den Frauen. Und vielleicht hat sie auch die Verfasserin, die schreibt: „Vertrauen und Dankbarkeit sind vielleicht mehr als Leidenschaft“. In diesem Fall hätte sie die Polygamie allerdings gegen besseres Wissen verteidigt. Georg Keller.

DIE MEDIZINERIN:

Der Artikel ist um so bemerkenswerter und schwerwiegender, als er von weiblicher Seite stammt.

Wenn ein Mann den Standpunkt der Polygamie vertritt, bedeutet das eine Nichtachtung der Frau und eine Selbstüberhebung des Mannes, indem er sich das Recht herausnimmt, als ein Mensch — nur weil er ein Mann ist — so und so viele andere Menschen — weil sie Frauen sind — unglücklich zu machen; denn glücklich kann eine Frau bei der Polygamie zum mindesten heute nicht mehr sein, da sie das Bild idealerer Eheverhältnisse — die glücklicherweise heute auch noch vorkommen — vor Augen haben muß. Eine verzehrende Eifersucht wird das Leben einer Frau verbittern, die zusehen sollte, wie der Mann, den sie liebt, sich von ihr abwendet, um sich einer anderen zuzuwenden.

Wenn aber eine Frau dem Manne das Recht der Polygamie zuspricht, dann bedeutet das eine würdelose Selbsterniedrigung der Frau, wodurch sie den Mann selbst zur Entartung auffordert und ihm damit absolut keinen Liebesdienst erweist. Sich selbst degradiert sie aber zum willenlosen Spielzeug des Mannes, das sich womöglich noch glücklich schätzen soll, einer kurzen Laune des Mannes genügt zu haben.

Das kann nicht die Erfüllung dessen sein, was sich ein junges Mädchen von der Ehe verspricht. Edith Wreschner, stud. med.

DER THEOLOG:

Daß eine Frau über das Thema an dieser Stelle so schreibt, wie es geschah, ist von symptomatischer Bedeutung für unsere Zeit. Und wir schlagen nicht in tantenhafter Prüderie die Hände über dem Kopf zusammen, wie man so etwas schreiben könne. Wir haben offene Augen für das Leben und sehen seine grausam harte Wirklichkeit. Wir kennen seine Tiefen und seine Not und fühlen als junge, gesunde Menschen besonders die eine in ihrer ganzen Schwere, von der Ehe ausgeschlossen zu sein. Wir richten nicht, denn wir verstehen nur zu gut das Suchen nach einem Ausweg.

Aber gerade deshalb wenden wir uns mit aller Entschiedenheit gegen das, was da als Lösung ausgegeben wird. Denn es ist keine. Enna Iram hat nicht bis zu Ende gedacht. Und die Selbstbesinnung und Selbstklärung, die sie fordert, täte ihr selbst zuerst dringend not. Die Frage ist zu ernst, die Not ist zu schwer, als daß sie mit der Geistreichigkeit journalistischen Feuilletonstiles erfaßt, geschweige denn gelöst werden könnte.

Es geht eine merkwürdige Zwiespältigkeit durch den ganzen Artikel hindurch. Mit Pathos wird verkündet, daß es keine ewig geltenden ethischen Gesetze gebe, um am Schluß die Forderung der „Vernunft und Güte“ zu proklamieren. Was ist das aber anderes als ein neues Ethos? Enna Iram sägt den Ast ab, auf dem sie selber sitzt. — Erscheint es nicht als Ironie, daß sie ausgerechnet von der verheirateten Frau als selbstverständlich verlangt, worin sie den Bankerott anmelden muß, nämlich das Verzichten? Und wenn sie etwas davon zu wissen scheint, daß Ehe mehr ist als Möbelgemeinschaft und Sinnengenuß, sie spricht von „Verwachsung“, so wird doch durch die Forderung der Vielweiberei die Ehe jedes Sinnes entkleidet und zu einer rein biologischen Angelegenheit erniedrigt.

Das Biologische ist aber nicht das letzte, weder im Leben noch in der Ehe. Der Mensch ist nicht nur ein Bündel Nerven mit Erotik, das Leben nicht nur Betätigung der geschlechtlichen Funktion, so daß „leer neben dem Leben“ herlaufen müsse, wem sie versagt ist. Was als unausgesprochene Maxime hinter der Forderung Enna Irams steht, ist das Sichausleben um jeden Preis. Und das ist der Irrtum. Die Freiheit liegt nicht in der Schrankenlosigkeit, sondern in der Beherrschung unserer Triebe. Das erfordert viel mehr Mut und Kraft als das weichliche Nachgeben und Kapitulieren, so daß gerade das die Starken sind, die sich in der Gewalt haben und sich selbst überwinden können. Wir wissen wohl, wie verlockend es ist für junge Menschen, den Rausch der Liebeslust für die Erfüllung des Lebens zu halten. Auf jeden Rausch muß aber immer nur um so größere Ernüchterung folgen. Man lese Hermann Hesse's neuestes Buch: „Krisis“, in dem der Dichter in großer Ehrlichkeit die Maske fallen läßt — und eine Fratze starrt uns entgegen aus dem Kot der Gasse. Der treffendste Beleg in der Tat, in welche innere Leere die Schrankenlosigkeit des sinnlichen Genusses, in welchem Sumpf und Abgrund die erotische Korruption führt. Darum ist der Vorschlag Enna Irams eine Utopie, die an der Wirklichkeit

scheitert. Wir kennen uns noch besser, als sie sich zu kennen meint, wir sind noch viel radikaler, als sie es ist, denn wir sind nicht einmal mehr naiv genug, zu glauben, in dem Ausleben sinnlichen Genusses wirkliche Befriedigung zu finden. Wir durchschauen das Leben in seinen letzten Abgründen und Tiefen, in denen es uns immer allein und leer läßt, in denen die ganze Sinnlosigkeit unseres Daseins uns schauerlich angrinst.

Man kann über diese tiefsten Fragen nicht reden, ohne von Gott zu reden. Das weiß auch Enna Iram, darum schreibt sie: „. . . er ist wir und wir sind er.“ Es ist die uralte Menschheitsfrage, die da lebendig wird: Sollte Gott gesagt haben? . . . Es ist die uralte Menschheitsempörung, die große Verwechslung: . . . eritis sicut Deus . . ., darin liegt die tiefste Wurzel unserer Not. Weil wir vergessen haben, daß wir Geschöpfe sind und nicht Schöpfer, weil wir Gott verloren haben, darum hat alles seinen Sinn verloren. Nur wenn Gott ist, gibt es einen Sinn. Gott aber ist und hat gesprochen. Und nur da, wo seine Sprache gehört wird, wird das Leben in jeder Lage sinnvoll, bekommt es eine Erfüllung, die wirklich erfüllt, weil er der ewige Urquell des Lebens und alles Seins selber ist.

Alexander Reisner.

**AU SALON DES GLACES AMERICAINE
TEA ROOM + WEINBERGSTRASSE 37
TRAMHALTESTELLE HALDENEGG**

In Genf sind wir stadtbekannt.
Auf vielseitigen Wunsch von durchreisenden und in Genf ansässigen Deutschschweizern eröffneten wir auch in Zürich eine Filiale.

Unser Café ist vornehm und gemütlich.
Unsere Glacen sind Spezialitäten.
Unsere Preise sind auch für Studierende bescheiden.

B. REMOR
TELEPHON LIMMAT 25.87
LIEFERUNGEN INS HAUS

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

Universität Zürich.

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben promoviert:

a) zum Doktor beider Rechte Herr Josef Bugmann, von Döttingen, Aargau und Winterthur (Dissertation: Der Kinderhandel und seine Bekämpfung); Herr Saul Romano, von Nimlau, Tschechoslovakei (Dissertation: Die Entwicklung des Besitzrechtes vom römischen bis zum heutigen Recht); b) zum Doktor der Volkswirtschaft: Herr Benedikt Mani, von Außerferrera, Graubünden (Dissertation: Die Bundesfinanzpolitik des schweizerischen Bauernstandes in der neueren Zeit); Herr Emil Lutz, von Wolfhalden, Appenzell A.-Rh. (Dissertation: Ueber die schweizerischen Kantonalbanken in der Nachkriegszeit); Herr Max Niederer, von Walzenhausen, Appenzell A.-Rh. (Dissertation: Gemeindefinanzen im Kanton Solothurn).

An der philosophischen Fakultät I haben promoviert: Frau Alexandra Krauß, von Winterthur (Dissertation: Die Einflüsse der physiokratischen Bewegung in Literatur und Gesetzgebung und ihre praktische Auswirkung in der Landwirtschaft der Schweiz); Herr Balser Mathieu, von Remüs, Graubünden (Dissertation: Zur Geschichte der Armenpflege in Graubünden im Mittelalter und zu Beginn der Reformationszeit); Herr Alfons Helfenberger, von Gofsau, Zürich (Dissertation: Beiträge zur Psychotechnik); Herr Heinrich Hoessli, von Haslen, Glarus (Dissertation: Albert Samain).

An der philosophischen Fakultät II hat promoviert: Herr Werner Merz, von Hägendorf und Thun (Dissertation: Studie über eine spezielle Schar von Grenzkreisgruppen vom Geschlecht 2 und die zugehörigen Poincaré'schen Theta-Reihen).

Kleiner Studentenrat.

Seit dem Erscheinen der letzten Nummer des „Zürcher Student“ sind verschiedene Sitzungen abgehalten worden, über die hier kurz berichtet werden soll.

Schon das letzte Mal sprachen wir vom schweizerischen Pavillon in der

Cité Universitaire zu Paris, zu dessen Gunsten bei einer Anzahl „ausgewählter“ Leute eine Haussammlung durchgeführt werden soll. Aber wir brauchen noch eine große Anzahl Studenten, die bereit sind, bei diesen Leuten vorzusprechen: Kommilitonen, meldet Euch rasch auf der Zentralstelle! Der Einschreibebogen ist groß!

Doch schweifen wir nicht nur in die Ferne; gemeinsam mit der Studentenschaft an der ETH. suchen wir ja die Richtlinien aufzustellen für die Errichtung eines Zürcher Studentenhauses beider Hochschulen. — Es sind übrigens noch längst nicht alle Fragebogen ausgefüllt eingelaufen!

An einer Sitzung des Zürcher Lokalkomitees für den Studentenaustausch Schweiz - U. S. A. ergab sich, daß unter den 33 Stipendiaten, die im nächsten Studienjahr 1928/29 von den U. S. A. aus der Schweiz aufgenommen werden, sich je vier Kommilitonen befinden von der Universität Zürich und der ETH., nämlich von der Universität ein Jurist, ein Lehrer, ein Nationalökonom und ein Naturwissenschaftler, von der ETH. ein Mathematiker, ein technischer Chemiker, ein Ingenieur und ein Landwirt. Die zürcherischen Hochschulen werden zusammen vier amerikanische Stipendiaten aufnehmen.

* * *

Ferner nahm der KStR. teil an der vom 9.—11. Juni in Zürich tagenden außerordentlichen Generalversammlung des Verbandes der schweizerischen Studentenschaften (VSS.). Die eröffnende Plenarsitzung fand in der Aula der ETH. statt im Beisein der HH. Rektoren der beiden zürcherischen Hochschulen, die übrigen Sitzungen im Zunfthaus zur Waag.

Das eine Haupttraktandum war die Revision der Statuten des VSS. Der vom Vorstand sorgfältigst ausgearbeitete Entwurf wurde nach längeren Diskussionen mit geringen Abänderungen einstimmig angenommen. Das andere Haupttraktandum war die Frage des Mitgliederbeitrages der Sektion Basel. Die Gene-

ralversammlung zu St. Gallen hatte diesen nämlich auf die normale Höhe von 40 Cts. pro Student und Semester festgesetzt, wogegen die Basler nun protestierten, indem sie erklärten, diesen Beitrag nicht zahlen zu können. Auch kam der Delegierte von Basel mit einem Ultimatum des Arbeitsausschusses der Basler Studentenschaft an die Generalversammlung des VSS., dahin lautend, daß Basel, insofern nicht eine Herabsetzung des Beitrages auf 25 Cts. gewährt würde, aus dem VSS. austreten werde. Nach längerer Diskussion wurde beschlossen, die Herabsetzung zu gewähren bis zur ordentlichen Generalversammlung im November a. c. unter der Bedingung, daß die Sektion Basel noch im Laufe dieses Semesters den Vorstand des VSS. zu weiteren Verhandlungen einlade.

Außerdem wurden die Sportsitzung der Generalversammlung und das Sportsekretariat des VSS. aufgehoben und ersetzt durch das Sportamt des VSS. (SPA.), das von nun an als oberste Sportbehörde der schweizerischen Studentenschaft fungiert. Zu seinem ersten Präsidenten wurde der ehemalige Sportsekretär, Kommilitone Wyler, gewählt. Sein Reglement wurde, nach Beratung durch eine Kommission, von der Generalversammlung in globo angenommen; desgleichen das neugeschaffene Finanzreglement des VSS.

Dann kam auch der Fall Frisch zur Sprache. Die Generalversammlung übertrug dem Vorstand die Vollmachten, gerichtlich gegen Bruno Frisch vorzugehen.

Kommilitone Georges Egger referierte über die Schaffung einer studentischen Darlehenskasse nach dem Vorbild der ähnlichen deutschen Unternehmungen, die er studiert hatte. Es wurde zum weiteren Studium dieser Angelegenheit eine Kommission eingesetzt.

Natürlich wurde auch erwähnt, daß wir noch zu wenig Geld haben für unser Haus in der Cité Universitaire, es wurde referiert über den Studentenaustausch Schweiz - U. S. A. und reklamiert wegen der Unregelmäßigkeit im Betrieb der Schweizerischen Hochschulzeitung.

Am Samstag Abend hatte die Vereinigung der Studierenden an der ETH.

die Generalversammlung zu einem Bankett in der Waag eingeladen, das einen äußerst fröhlichen Verlauf nahm; desgleichen die von der Studentenschaft der Universität gestiftete Fahrt zum Tee auf dem Uetliberg am Sonntag Nachmittag und der Abschlusstee im Bureau des VSS. am Montag.

Es waren an der Generalversammlung alle schweizerischen Hochschulen vertreten mit Ausnahme von Lausanne, dessen Beitritt zum VSS. der Mangel an Organisation der Studentenschaft immer noch hemmend entgegentritt.

* * *

Einer alten, aber zeitweilig verschollenen Tradition gemäß wurden die Präsidensitzungen wieder aufgenommen und bis jetzt zweimal abgehalten. Sie sollen dazu dienen, durch gemeinsame Beratung sämtlicher laufenden Geschäfte den Kontakt zwischen dem KStR. und den Präsidenten der Kommissionen und Fakultäten und durch sie mit diesen Institutionen selbst enger zu gestalten und eine wirkungsvollere Zusammenarbeit zu ermöglichen. Entsprechend ihrer gegenwärtigen Aktualität wurden hauptsächlich folgende vier Probleme zur Diskussion gestellt: Dies, Zürcher Studentenhaus, Cité Universitaire, Darlehenskasse.

Das Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1928/29 wird auf der Umschlagseite folgende Notiz führen: „Die Studenten der Universität haben Gelegenheit, an den von Prof. Müllly an der ETH. geleiteten allgemeinen Körperübungen (turnerisch-leichtathletisch) teilzunehmen“, welche hiemit zur Beherzigung empfohlen sei.

Der Aktuar: A. v. Orelli.

Kleine Beiträge.

Briefwechsel mit ausländischen Studenten.

Heute ist es überflüssig, auf den Wert von Reisen und Auslandsaufenthalten hinzuweisen. Der Student reist und studiert im Auslande soviel als ihm seine Verhältnisse erlauben. Der Briefwechsel mit ausländischen Studenten ersetzt und ergänzt in weitem Maße den mündlich gepflegten Gedankenaustausch. Die Möglichkeit, durch die

Vermittlung des Auslandsamtes des VSS. mit anderssprachigen Kommilitonen in schriftlichen Gedankenaustausch zu treten, sollte viel häufiger in Anspruch genommen werden.

Gesuche um Vermittlung von Briefwechsel sind mündlich oder schriftlich an das Auslandsamt des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften 44a ETH. zu richten, versehen mit folgenden Angaben: Land (auch außerkontinentale Länder, speziell Süd-Afrika), welche Sprache, das Gebiet, worüber Sie zu korrespondieren wünschen, Geschlecht des Partners (Student oder Studentin), ihre genaue Adresse. P. M.

Studentenkolonien im Bergell.

Wie in Bosco wird der Haus- und Küchendienst unter Leitung einer künftigen Vorsteherin von den Kolonisten selber besorgt werden. Wir richten den Ruf an alle Studentinnen, sich ebenfalls an der Kolonie zu beteiligen und ihren Kommilitonen in dieser Arbeit behilflich zu sein.

Die XIII. Schweizerische Hochschulmeisterschaften.

Unsere Schweizerischen Hochschulmeisterschaften haben fast allen andern Meisterschaften, seien es schweizerische oder weltumspannende, eines voraus: den herzlichen Charakter. Siegespalme, gewiß auch sie wird gewürdigt, aber nur in zweiter Linie. Hauptsache ist die sportliche Leistung. Es scheint wirklich, daß die zeitweise Berührung mit den alten Griechen uns günstig befruchtet hat und uns, bis heute wenigstens, von aller Rekordsucht und „Geschäftlimacherei“, welche leider so viele Sportveranstaltungen heute kennzeichnet, fernhält.

Diesen Eindruck kann jeder bestätigen, der am 23. und 24. Juni die in Zürich stattgefundenen XIII. Schweizerischen Hochschulmeisterschaften besuchte und sich, das Wetter war prachtvoll, an den zum Teil sehr guten Leistungen, welche geboten wurden, erfreute. Aber auch sonst war diese hochschulportliche Veranstaltung ein voller Erfolg. Half sie doch, und das hoffen wir bestimmt, einen ordentlichen Schritt vorwärts auf dem steinigen, harten Weg zu einem eigenen Sportplatz der Zürcher Hochschulen. Es ist, wenn man verglei-

chend betrachtet, kaum faßbar, daß Zürich mit beinahe 3000 Studierenden noch keinen eigenen Ort hat, wo diese sich dem Körpertraining ungehindert hingeben können. Jeder Sportverein, habe er nun mehr oder weniger als 100 Mitglieder, besitzt, und das auch in Zürich, eine eigene, zum Teil staatlich subventionierte Sportanlage. Gewiß, diesen Leuten gehört ein Sportplatz mit Fug und Recht, doch sollte man, so scheint mir, auch in sportlicher Hinsicht eine gewisse Konsequenz walten lassen und nicht 3000 junge Leute nur mit vagen Versprechungen abspesen . . .

Am letzten Sonntag haben wir neuerdings Hoffnung gefaßt, besonders nach den herzlichen Worten von Schulratspräsident Prof. Rohn von der ETH., der uns versprach, sein Möglichstes im Sinne einer Förderung unseres berechtigten Wunsches zu tun. Möge es ihm gelingen! Schl.

Berichtigung.

Im Artikel über Martin Buber in der letzten Nummer soll es auf Seite 29, Zeile 4 von oben, statt «Geistlichkeit» heißen «Geistigkeit».

Buchbesprechungen.

Conrad Keller. „Lebenserinnerungen eines schweizerischen Naturforschers.“ Orell Füßli Verlag, Zürich. Leipzig. 1928.

Aus diesem uns vorliegenden Buch spricht ein Schweizer. Und zwar ein Schweizer aus dem vorigen Jahrhundert: währschaft, Patriot ohne jeden Zweifel, ehrlich, auch gegen seinen Nächsten, rauhe Schale, guter Kern.

Professor Dr. Keller war Dozent der Zoologie an der Eidgenössischen Technischen Hochschule und hat einen schönen Teil der Geschichte dieser Lehranstalt persönlich miterlebt. Zu Beginn seiner Lehrtätigkeit wirkte er auch an unserer Universität und beleuchtet uns mit einer ihm eigenen Offenheit in einem besonderen Kapitel: „Die Freuden und Leiden eines Dozenten an einer schweizerischen Universität“. Es ist gewiß interessant, einmal einen Blick in den „Küchenbetrieb“ unserer Universität zu werfen, wenn sich auch die Verhältnisse seither um vieles verschoben

haben. Professor Keller unterläßt es nicht, „tout en causant“ allgemeine Probleme unserer schweizerischen Hochschulen zu streifen. So schreibt er u. a.: Wenn wir beispielsweise die große Eisenbahnlinie von Romanshorn nach Genf abfahren, so tritt uns — mögen wir die Route über Bern oder über Neuenburg wählen — an jeder großen Station eine Universität entgegen. Das ist des Guten entschieden zu viel. Heute ist das Kantonesentum noch zu mächtig, um an eine Aenderung des heutigen Systems zu denken.

Besonders hervorheben möchten wir die geschmackvolle Ausstattung, welche

der Verlag dem lesenswerten Buch hat angedeihen lassen. Sch.

Zentralstelle der Studentenschaft Universität Zimmer 2.

Während den Ferien geöffnet:
Dienstag und Donnerstag 14—17
Uhr; Samstag: 9—12 Uhr.

Schriftliche Bestellungen werden jederzeit erledigt.

Die Firma Frydenlund & Frey teilt uns mit, daß sie den Studierenden gegen Legitimation 10 % Rabatt gewähre.

SCHLUSSWORT DER REDAKTION:

Redaktionsschluß für das erste Heft des kommenden Wintersemesters:
Donnerstag, den 15. November 1928.

Wir bitten sämtliche Kommilitonen, sich während den Ferien, Regentage eignen sich besonders dazu, rege am Ausbau unseres Organes zu betätigen und uns frühmöglichst die Artikel zustellen zu wollen. Auch im kommenden Semester möchten wir Probleme aus dem praktischen Leben besprechen, ohne jedoch die literarische Note gänzlich fallen zu lassen. Es gibt noch unendlich vieles, was Klärung bedarf. In unserer Zeitschrift soll jede Anschauung, jede Meinung ungeschoren und unfrisiert geäußert werden können, denn das ist letzten Endes ihr höchstes Ziel.

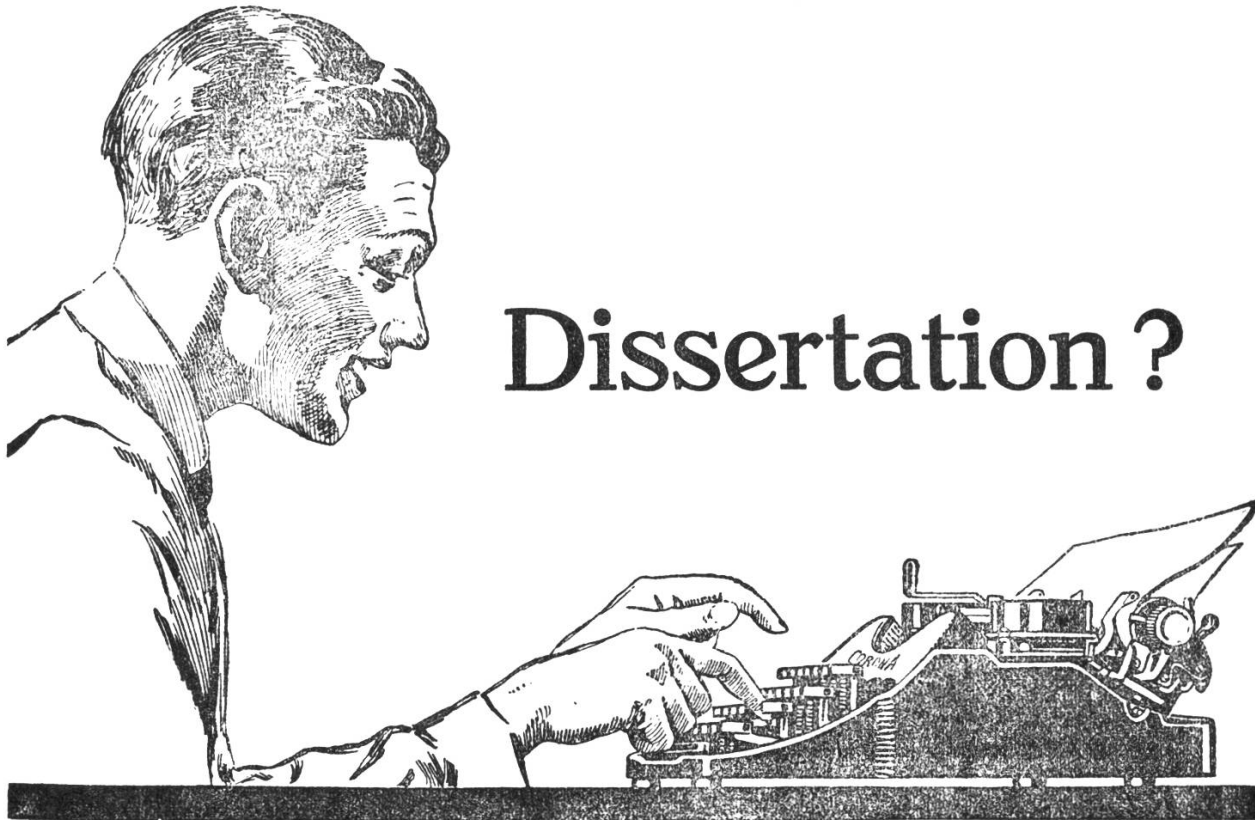
Wir reinigen Ihre Garderobe rascher, besser und billiger!



nächste Filiale:
Stampfenbachstraße 7
(neben Apotheke)

nächstes Depot:
Fr. Elsa Gehrig, Mercerie
Universitätstr. 29

Hauptgeschäft: Waldmannstraße 10, Telephon L. 30.88



Dissertation ?

CORONA VIER

Corona Vier ist die Standard-Schreibmaschine in Portable-Form. Sie besitzt Standard-Umschaltung, Standard-Tastatur, Standard-Typenhebelbewegung, Standard-Walzenbreite, Standard-Farbband, Standard-Zeilenschalthebel und -Walzenfreilauf.

Corona Vier schreibt so leicht und leise, daß Sie auch nachts damit arbeiten können ohne jemanden zu stören.

Verlangen Sie kostenlose, unverbindliche Probebestellung.



J.F. Pfeiffer

Zürich 4 Löwenstr. 61 beim Hauptbahnhof

GELD =

GESCHÄFTE JEDER ART

werden gewissenhaft und unter Beobachtung
strengster Diskretion vermittelt
durch die

SCHWEIZERISCHE VOLKSBANK ZÜRICH

Stammkapital und Reserven Fr. 175 Millionen



Einzel-, Reise-, Motorrad- u.
Automobil-Haftpflicht-
Versicherungen.

Zum Abschluß von Verträgen
empfehlen sich

Die Direktion in Zürich,
Bleicherweg 19

und ihre Vertreter.

Axelrod's Yoghurt

ist ein an Nährstoff reiches, leicht verdauliches
Milchprodukt

Vereinigte Zürcher Molkereien

PHOTO-CENTRALE

Wilhelm Pleyer

ZÜRICH, Bahnhofstraße 106

Entwickeln, Kopieren
Vergrößerungen

für anspruchsvolle Amateure
Schnellphotos für Pässe,
Legitimationen etc. etc.

Spezialität:
Das Feinste in Photos
auf Postkarten

Reisen bereichert!

STUDIEN-ERHOLUNGS-FERIEN-

Reisen vermittelt:

„SUISSE-ITALIE“

REISE- UND TRANSPORT-A. G.

Sitz: **Zürich, Bahnhofstraße 80**

Filialen:

Basel, Luzern, St. Gallen, Genf, Lugano, Locarno

TAXAMETER



FRÜHER: SELNAU 11.11

A. WELTI-FURRER A. G. ZÜRICH

**METROPOL
FRAUMÜNSTER-
KELLER**



**DAß LOKAL
DER
ZÜRCHER
STUDENTEN**



Tennis

Katalog
gratis

Sporthaus Uto

G. Gottenkieny
Zürich - T.S. 6949

Bahnhofplatz



Blumen-Krämer A.G.

Bahnhofstraße 38
Telephon Seln. 4686

*

Telegramm-Adresse:
Blumenkrämer



„LASST BLUMEN SPRECHEN“

Bleicherweg 10
Ecke Schanzengraben

FRAU E. RÜHL

Telephon: Selnau 5038
Privat S. 6383

empfiehlt sich mit

FEINEN BLUMEN

für Bälle, Verlobungen, Hochzeiten und andere festliche
Anlässe, Schleifenkränze